

Albert Anker : 1831-1910

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grundgedanke erhebt sich zum Schluss noch einmal zu einer wahrhaft erstaunlichen symbolischen Kraft: der geniale Sexual-Ethiker und Rasse-Ästhetiker wird von einem Zirkusdirektor als brillante Konkurrenznummer gegen einen singenden Schimpansen in einem andern Etablissement engagiert, und zwar für das Fach des dummen August. Und der Direktor, „Kommissionsrat“ Cotrelly, setzt Hetmann die Funktionen eines dummen August auseinander: er kann nicht dumm genug sein, damit das Publikum nicht aus dem Lachen herauskomme; er kommt immer zur unrechten Zeit; er sieht niemals die Hindernisse. Hier richtet sich die Antithese des Dramas nochmals gewaltig voruns auf: das Genie des Neuerers, das dem Haufen, den Vielzuvielen, den Klugheits- und Sittlichkeitsnachtwächtern nur ein Ärgernis oder eine Torheit ist. Hetmann entzieht sich durch Selbstmord der Schmach dieses Antrages. Auf seinen Geisteszustand ist er übrigens vorher schon untersucht worden. Ihm wars nicht wie Ysbrand gegangen: die Ärzte hatten nichts Anormales an ihm gefunden. Ein neuer Hohn: die Irrenärzte erklären ihn für geistig gesund, aber die Welt hält ihn für einen Narren und möchte aus dieser Narrheit Kapital schlagen. So nützt ihm sein Geistesgesundheitsattest keinen Deut.

Hidalla oder die Moral der Schönheit: ist der Titel des Werkes, das Hetmann hinterlässt. Ideen Nietzsches funkeln auf. Auch sonst denkt man da und dort an den Bringer und Kündler neuer Tafeln, dem der Hohn und die Wut nachgellten und der die furchtbare Qual des Alleinseins bis zum letzten auskostete und dessen gewaltiges, verpflichtendes Herrenmenschenthus auf das Niveau einer gemeinen Sichauleben-Lehre herabgedrückt und als solche dem Vorwurf der Unsittlichkeit überantwortet wurde.

ZÜRICH

H. TROG



ALBERT ANKER

1831—1910

Ein Künstler, den niemand für ein Genie hielt, das seiner Zeit voraus-eilt und Tore zu neuen Reichen des Lebens erbricht; der aber von einem schönen Erfolge zum andern eilte: das war Albert Anker. Ein Mann, der nicht zum Schwert greift, aber auch nicht durch das Schwert umkommt, hat er kaum erheblichen Widerspruch erlebt; nie ist ein Kampf um den Wert seiner Kunst entbrannt. Ein Sanftmütiger und Friedfertiger, und doch kein Schwächling, kein Mittelmäßiger.

Wie der um zwei Jahre ältere Benjamin Vautier ist er auf der Grenze zweier Kulturen groß geworden. Als Theologiestudent hat er deutsche Wissenschaft und aus der deutschen Literatur jener Zeit Sentimentalität bis zum Überdruß in sich gesogen; als überaus solider Malschüler (in doppeltem Sinne) in Paris untadelige französische Kunstfertigkeit für Stift und Pinsel.

In Paris war er Schüler seines Landsmanns Gleyre, aber mit Ausnahme von ein paar ganz seltenen Bildern, die fremd in seinem Werke stehen, scheinen ganz andere Einflüsse auf ihn gewirkt zu haben. Courbet war damals der Meister, auf den die Jungen schworen; Millet stand vor seinen ersten Erfolgen. Gerade als diese eintraten, malte Anker sein Bild

„Der Sigrist“ (1859), das wie ein reiner, guter Millet dasteht mit der groß und frei empfundenen Bewegung, mit der weichen Dämmerstimmung, mit der wirklichen Bauernhaftigkeit; eines der allerbesten Bilder aus Ankers Werk. 1863 malte er zwei Skizzen seiner ärmlichen Malerbude mit einem so feinen Verständnis für Licht und Farbe, mit einer solchen Frische der Auffassung, dass sie Courbet nicht verleugnet hätte. Von 1872 ist die „Frau in Arles“ datiert, ein reines Licht- und Farbproblem mit ganz entzückenden Werten, und von 1876 ein Markttag in Murten, über den ein fast hartes, ehrliches, gelbes Licht strahlt, eine staunenswerte Leistung als malerisch erfasster Raum, als sichere Darstellung erbsengroßer Menschlein mit einem einzigen Pinselstrich.

Das ist der malerische Werdegang von Albert Anker, der nicht in seinen großen Bildern, sondern in seinen Skizzen zum Ausdruck kommt. Ist er, der Sanftmütige und Friedfertige, der Krankheit seiner Zeit anheimgefallen, die nicht unterscheiden ließ, was des Malers und was des Dichters ist? Hat er geglaubt, er finde als wirklicher Maler sein Brot nicht? Ist der Familienvater stärker geworden als der Künstler? — All das sind Probleme, die die Kritik wenig angehen. Aber es ist doch seltsam, wie in den großen Bildern Ankers, in denen, die seinen Ruhm begründen, das Malerische ganz vom literarischen, vom sentimental-launig-anekdotenhaften überwuchert wird, wie in mühseliger Ausmalerei der einzelne Pinselstrich seinen Wert und seine Schönheit verliert, wie alle Frische, jeder direkte Ausdruck der Persönlichkeit unterdrückt wird.

Anker ist der Schilderer des Berner Bauern geworden. Aber nicht wie Millet der des normännischen. Die Bauern Ankers arbeiten nicht, sie hocken am Ofen, lesen die Zeitung, trinken ihren Schnaps, schmauchen ihre Pfeife. Die Gleichung „Anker zu Gotthelf gleich Vautier zu Auerbach“ hat nur ihre bedingte Richtigkeit. Gewiss steht Anker an Ethos wie an Können so hoch über Vautier als Gotthelf über Auerbach und seinen glanzlackierten Sonntagsbauern. Und doch hat Anker Gotthelf nicht voll erfasst; er hat ihn verwässert, weibisch, kindisch gemacht. Man sehe nur, wie wenig Männer sich in seinen Bildern finden; fast nichts als Kinder und kindliche rosige Großväter, so erscheinen selbst die Schnapssäufer. Die einzige Gotthelfsche Figur, die ihn künstlerisch geplatzt hat, ist das Erdbeerimarelli. Die Kraft Gotthelfscher Männer, die Tiefe und Strenge und Wärme von Gotthelfs Protestantismus hat er nicht zu fassen vermocht. (Da könnte man leicht zwei Exkurse anbringen: den einen über die Grenzen der Illustrationskunst, den andern über den Wunsch, einen typographisch schönen Gotthelf ohne Bilder zu haben.)

Diese illustrative Tafelmalerei Ankers weist wenig Entwicklung auf. Er geht in den neunziger Jahren vom Atelierlicht zur Hellmalerei über, ohne viel interessanter zu werden; er verirrt sich in die Bildnismalerei, die ihm vollkommen misslingt. Nur in einem zeigt er sich stets als Maler von Bedeutung: in seiner Freude an der Schönheit der Dinge. Von den prächtigen Bauernöfen geht fast die einzige Wärme in seinen Bildern aus; das Heimberggeschirr, die Zeitungen, die Tabakpäckli macht ihm nicht leicht einer nach.

Und während er an seinen Bildern herumpinselt, da die Begeisterung des ersten Eindruck verloren ist und sich Eros schon in die Ferne schwang, hat er Augenblicke der Inspiration, in denen sein enormes Talent und

Können ihn Kabinettstücke schaffen lässt, die das Entzücken jedes Malers bilden müssen. Seine Zeichnungen sind oft von wunderbarer Weichheit und erfassen die feinste Nuance anmutiger Bewegung, oft sind sie kraftvoll monumental wie die Millet's. Seine Aquarelle spielen überlegen mit Licht und mit Farbe; eine Studie „Bei der Lampe“, braun in braun mit etwas weiß und bräunlichem Rosa, eine andere „Kammer mit Bett“ in zarten grauen, rosigen und blauen Tönen, eine „Schnapstrinkerin“, von der man nur die dunkeln Schultern sieht, über die grell eine Kerze leuchtet, der „Schafstall“ vor allem mit seiner sichern farbigen Charakterisierung sind in ihrer Frische schlechterdings nicht zu übertreffen. Seine Ölstudien erinnern oft wie der „Holzschlag“ an ganze gute Corot's, der „Spaziergänger“ ist wie ein Daumier, der „Schirmflicker“ wie einer jener seltsamen jungen Hodler. Und so hätte er mit den Besten seiner Zeit in Wettbewerb treten können und ist zu Hause geblieben mit seiner Kunst, hat nur auf den Markt geworfen, was für den Durchschnittskäufer Wert hatte. Ein Rätsel, für das nur ein guter Kenner seiner Person die Lösung wird finden können.

ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR



GERTSCHAFFÄRE UND SO WEITER

In meinem Aufsatz „Majestätsbeleidigungen“ handelte es sich nicht, wie Professor Dr. Max Huber in seiner Richtigstellung sagt, um die Feststellung einer Wandlung von *Grundsätzen* des freiheitlichen Rechtsstaates, sondern nur um eine *Nervosität* unserer Regierungen, die mit nicht stets geeigneten Mitteln eine schwankende Autorität wieder aufrichten möchten. Ob sich zum Beispiel Bundesrat Forrer seines gewonnenen Prozesses freut, möchte ich bezweifeln; er war ein Pyrrhussieg, dem sich ein Staatsmann besser nicht aussetzen sollte.

Bei der Gertschaffäre hätte man wirklich beweisen sollen, dass es sich nicht um Personen handelt; es wäre das in erster Linie im Interesse des von Gertsch angegriffenen Offiziers gewesen, dessen Name jeder kennt und von dem man nach der Art, wie die Angelegenheit erledigt wurde, nicht wissen kann, ob ihn Schuld trifft oder nicht. Zu der Annahme, dass das eidgenössische Militärdepartement oft Knoten zerschneidet, wo es sie lösen sollte, ist man durchaus berechtigt; es sind mir Fälle bekannt, wo eingehend begründete Beschwerden von Offizieren als unbegründet abgewiesen wurden, was nach dem Wortlaut des Dienstreglements, dem auch das Militärdepartement untersteht, einfach nicht erlaubt ist. Dass es Gründe formellen Rechts gibt, die die Entlassung Gertschs stützen können, daran zweifle ich nicht; aber ich zweifle sehr, ob es im Interesse des Landes war, die Affäre auf diese Weise aus der Welt zu schaffen.

ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR



Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750